

SOZIALÄSTHETIK

oder Die Dialektik des Gelingens

ein Essay von
REINHART BUETTNER

Als mir bei der Recherche über Fächer, die an Universitäten und Hochschule gelehrt werden, zum ersten Mal der Begriff „Sozialästhetik“ begegnete, habe ich ihn zunächst für eines jener modischen Zeiterscheinungen gehalten, mit denen man sich ihrer Kurzlebigkeit wegen erst gar nicht tiefer befassen muss und sie getrost dem hastigen Zeitgeist überlassen kann. Zwei Aspekte ließen mich jedoch aufhorchen, das war zum einen der Fundort: Sigmund Freud Privatuniversität Wien und Berlin und zum anderen der Psychiatrisch- Psychotherapeutische Kontext, der sich in der schwierigen Begriffsfolge: „Institut für Sozialästhetik und seelische Gesundheit“ ausdrückte. Als ich mir dann die ersten Folgen der Potcast-Serie von Prof.Dr.Michael Musalek auf dem Youtube Kanal anhörte, wurde mir klar, dass es sich bei dem Fach Sozialästhetik um eine höchst interessante interdisziplinäre und gleichzeitig populäre Reflexionsform handelt, die leichtfüßig und allgemeinverständlich all das thematisiert und formuliert, was zwar naheliegend und wichtig ist, aber meist in den Wissenschaften ausgespart und übergangen wird. Ob es die Trivialität ist, die Gemeinplätze und die vielen unklaren Selbstverständlichkeiten, was zu diesem Übergehen führt, sei dahingestellt, aber es fällt auf, dass der sozialästhetische Diskurs meist von der allgemeinen Rede des Alltagsdiskurses ausgeht, ihn erhellt, vertieft und fachlich erklärt, um ihn sodann klüger und klarer wieder in die Kanäle des Alltags zurückzuführen. Man könnte geneigt sein, dieses Fach als „Volksbildung“ im besten Wortsinn zu verstehen, weil es die klassischen Aufgaben der Aufklärung, der Korrektur der facon de parler, der Horizonterweiterung und der Entmythologisierung übernimmt. Burn out, Depression, posttraumatische Belastungsstörung, Substanzen basierte Süchte und süchtige Verhaltensmuster werden thematisiert und erläutert, Therapieformen werden vorgestellt und die Rolle der Kultur in einem weiten Verständnis wird herausgearbeitet und betont. Arbeit und Erholung, gesellschaftliche Umgangsformen, Subkulturen und Rituale werden behandelt, Befindlichkeiten und Moden, Gesundheit und Krankheit, Sehnsucht und Glücksversprechen und ihre Auswirkungen auf das Seelenleben werden erörtert und spätestens dann, wenn Lebensgestaltung, Freiheit und Amor fati thematisiert werden, leuchtet am Firmament die untergehende europäische Sonne auf und kleidet alles in strahlende und festliche Farben. Sozialästhetik ist ein ungewöhnliches Kompositum, dessen innere Bezüge vergleichsweise offen bleiben. Ob es sich um die Ästhetik des Sozialen handelt, und handeln soll, oder um das Soziale der Ästhetik, hört sich zwar wie eine

Wortspielerei an, ist aber etwas gänzlich Verschiedenes. Das Erste sieht das Soziale in mehrere Aspekte aufgeteilt, von denen einige als ästhetisch verstanden werden, das Zweite unterteilt die Ästhetik in unterschiedliche Teilbereiche und attribuiert das Soziale neben anderem. Beide Lesarten gehen allerdings stillschweigend davon aus, dass beides auf irgend eine Weise miteinander zu tun hat und wechselseitig aufeinander Einfluss nimmt. Das wiederum ist per se schon eine starke Hypothese, die im Einzelfall widerlegt werden muss, um in anderen Fällen als gültig akzeptiert werden zu können. Geht man allerdings davon aus, dass schlichtweg alles eine ästhetische Seite resp. Wirkung habe und entfalte und andererseits, dass sich alles Nennenswerte nur in sozialen Interaktionen zeige und manifestiere, dann bestätigt sich das Kompositum in sich selbst und wird zur trivialen, allseitigen Relation. Solchermaßen entschärft, kann das unangefochten Positive der Sozialästhetik überhaupt gedacht werden, die sich als Theorie der gelingenden, schönen Begegnung im Diskurs bemerkbar macht.

Das Konzept der Sozialästhetik stammt ursprünglich vom amerikanischen Philosophen und Musiker Arnold Berleant, der den Terminus 2005 in seinem Reader-Beitrag „Ideas for a Social Aesthetics“ erstmals benutzte.

Es handelt sich bei ihm nicht um jene traditionelle Ästhetik die sich als Philosophie der Schönheit in Kunst und Natur versteht, sondern um eine „Aesthetics beyond the Arts“, wie eine Essaysammlung (2012) betitelt ist. Obwohl in den Schwerpunkten der Interessen und Orientierungen eine verblüffende Ähnlichkeit zum Generationsgenossen Theodor Wieselgrund-Adorno besteht, der ebenfalls Musiker und Sozialwissenschaftler war, berühren sich ihre Ästhetiken merkwürdiger Weise kaum und tauchen nur in der Sekundärliteratur aus der Perspektive Dritter gelegentlich gemeinsam auf. Im elften Kapitel von „Sensibility and Senses“ (2010) mit dem Titel „Aesthetics and Politics“ erwähnt Berleant Adorno zwar beiläufig in einer Aufzählung vieler Theoretiker, er scheidet aber darum aus dem Kreis derer aus, mit denen er sich näher auseinandersetzt, weil sich Adorno in seiner nachgelassenen Ästhetischen Theorie in der Hauptsache auf die Kunst und Kunstwerke bezieht.

Das scheint für Berleant eine zu traditionelle und der Gegenwart nicht gerecht werdende Auffassung widerzuspiegeln, die darum weniger sein Interesse trifft, weil er hauptsächlich in den Traditionen der Phänomenologie und des Pragmatismus theoretisiert und von John Dewey stark geprägt wurde. Von Dewey stammt die Feststellung: »Durch eine jener ironischen Verkehrungen der

Geschichte ist die Existenz der Kunstwerke zur Behinderung einer Theorie über sie geworden.«

„Das sei eine elementare Wahrheit der gegenwärtigen Ästhetik“ sagt Helmuth Rath in einer Rezension von Dewey's „Kunst als Erfahrung“ (1987) und fährt fort: „Als Träger einer Kunstphilosophie kommt das Kunstwerk selbst nicht mehr in Betracht. Der Werkbegriff ist zerfasert und aufgelöst...die Kunstwerke verschwanden in die Museen, ihre Verbindung mit den realen Lebensverhältnissen riß ab; fortan geisterten sie wie Irrlichter durch das ästhetische Bewußtsein.“

Die Dimension der Erfahrung mit ihrem Rekurreren auf das Menschenbild des perzipierenden und reagierenden sozialen Wesens erlaubt es, Ästhetik nicht mehr nur mit Schönheit und Kunst kurz zu schließen, sondern sie im Erleben und sogar im Alltag aufzuspüren, in der natürlichen Umwelt und der gebauten, geplanten und gestalteten, in den sozialen Aktionen und Interaktionen, in kulturellen Ritualen, Konventionen und Bedeutungszuschreibungen.

Womit wir unversehens in der Debatte um die zahlreichen Kulturbegriffe gelandet wären, die Ethnologen, Anthropologen, Philosophen, Kulturwissenschaftler, Naturwissenschaftler, Psychologen und Soziologe miteinander führen. Darin geht es um den engen, respt. weiten Kulturbegriff, um den komprehensiven und dynamischen, um den geschichtlichen, den topographischen, ideologischen, religiösen, politischen, administrativen Kulturbegriff, um Hochkultur und Popularkultur, und um die Diskussion von Kulturtheorien.

Wie auch immer man Kultur definiert, aus dem Blickwinkel der Sozialästhetik gehört mehr oder weniger alles, was in einer Gesellschaft geschieht und vor ihr verantwortet wird, dazu, zählt mithin zu dem weitest vorstellbaren Kulturbegriff und umfasst selbst die wissenschaftlichen, ökonomischen, militärischen, fiskalischen, und kameralistischen Sitten und Gebräuche.

Usus und Mores, wie es früher hieß, bestimmen das individuelle wie das gesellschaftliche Leben und Erleben in den Kulturen und Subkulturen, in Klassen, Gruppen und Zirkeln. Die Ludwik Fleck'schen „Denk-Kollektive“ und die von ihm beschriebenen „Denkstile“ scheinen durch die Rissen der Diskussion, wie auch Begriffe aus Walter Benjamins Kunsttheorie und solche aus den Arbeiten der sogenannten „Kulturhistorischen Schule“ um Wigotski, Luria und Leontiew, von Marx/Engels und Freud gar nicht zu reden.

Analysen finden sich immer wieder Nebelzonen des Unbestimmten, Geahnten, des Noch-Nicht-Gewussten und diffus Empfundenen. In diesen Zonen hausen nicht nur Goyas Ungeheuer, sondern auch die meisten der unreifen Geschöpfe und Gewächse des Halb-Gedachten und andere mythologisierte Mischwesen. Hier spricht man gerne von Atmosphären einer Topographie, von der Aura einer Sache und dem Nimbus einer Person. In diesen Breiten handelt man bevorzugt mit Strahlen, Energien, Kräften, Potenzen, Außer- und Übersinnlichem; hier ist auch die Heimat der Ahnungsbegriffe, allusiven Umschreibungen, potentiellen Adjektive und naszierender Fakten.

Dieser Intermundulus hat keinen Namen, der ihn von anderen Intermundien unterscheiden könnte, über ihn wird , wenn überhaupt, meist nur hinter vorgehaltener Hand gesprochen und ihm entstammen große Teile der Sozialästhetik.

Hier wird viel geahnt und vorläufig benannt, weil die Prozesse, die beobachtet werden sehr komplex, intransparent und teilweise sogar aporetisch sind. Da die Beobachter Teil des Prozesses sind, ist es unmöglich, diese unbefangen, quasi neutral und objektiv zu betrachten. So wie es den absolut neutralen Ort als Origo der Beobachtung nicht gibt, gibt es auch keine Atmosphäre-lose Situation, oder einen ungestimmten Moment, welche es erlauben könnten, radikal unabhängige Beobachtungsprotokolle anzufertigen. Ein stetiges und indexikales Differenzmaß wäre demnach die zutreffende Aussageform in einer Situationsbeschreibung.

Ähnliches muss auch der Philosoph der Postmoderne, wie man ihn häufig nennt, Wolfgang Iser gedacht haben, als er in seiner Aufsatzsammlung „Ästhetisches Denken“ (1990) versuchte, Ästhetik dialektisch zu entwickeln. Elementarbedingung des Ästhetischen sei die Empfindungsfähigkeit, die er als Kontinuum denkt, an dessen einem Ende ein Optimum an Empfindung genannt Ästhetik steht und an dessen anderem Ende die Fühllosigkeit steht, genannt Anästhetik.

Das macht es ihm leicht die Ästhetik aus der traditionellen Verbundenheit mit der Kunst und dem Schönen zu lösen und sie vermittelt durch eine quasi-sinnesphysiologische Metaphorik aus dem Kontext des Urteils in den eines basalen Vermögens zu überführen.

Welsch schreibt: „Ästhetik und Anästhetik werden nicht einfach als Positiv und Negativ zu verrechnen sein – weder im fotografischen noch im wertenden Sinn. Anästhetik reicht vom Nullphänomen bis zu einem Hyperphänomen des Ästhetischen. Daher wird es, während die meisten heute von Ästhetisierung reden, gut sein, auf diese Grenze und somit auf das Doppel von Ästhetik und Anästhetik zu achten.“ Dieses Doppel ist gekennzeichnet durch eine interne, graduierte Dynamik, die jedes Zuviel in sein Gegenteil umschlagen lässt. Rausch kann in empfindungslose Betäubung umschlagen, selektive Betäubung kann die Wahrnehmung von Einzelheiten schärfen, ein Zuviel an Gestaltungswillen kann in Sterilität münden, zu heftige und häufige sinnliche Sensationen können öde und freudlose Langeweile fördern.

Welsch geht, einen rasanten, kulturkritischen Zynismus auf die Spitze treibend sogar soweit, das Anästhetische als Retterin des Ästhetischen zu denken. Das medial vermittelte Erlebnis rettet beispielsweise die Ästhetik „schöner Orte“ vor der allmählichen Zerstörung durch den Massentourismus. Auch das zunehmend unempfindlich werden für die Unterschiede zwischen Original und Simulation sieht er als zynisch-segensreich an, ermögliche es doch die Kultur auf einem hohen Niveau aufrecht zu erhalten.

Spätestens hier beginnen sich Zweifel zu regen. Wenn das Original gegenüber dem inszenierten und aufpolierten Surrogat nur noch enttäuschen kann, wenn, wie es in der derzeit üblich gewordenen immersiven Ausstellungspraxis das dramatisierte Detail über das ursprüngliche Ganze triumphiert und absolute perspektivische Willkür herrscht, wird Ästhetisierung nicht nur geschmacklich, sondern auch gedanklich zum Problem.

Die Verteidigung der anstrengenden, schmutzigen und unbequemen Realität vor den Übergriffen das angenehmen, süffigen, leichten und bequemen Surrogats scheint widersinniger Weise anzustehen und uns zunehmend zu überfordern. Die Zynismen überbieten sich gegenseitig und lösen einander in wechselnder Beurteilung schwindelerregend ab, was Wolfgang Welsch in das ironisch erscheinende, aber dialektisch aufgefangene Bonmot packt: „Je mehr Ästhetik desto mehr Anästhetik“

Das anfängliche, bei der erste Begegnung mit dem Begriff der Sozialästhetik aufgetretene faszinierte Kopf-und Körperschütteln taucht ein weiteres Mal auf,

wenn man ihr undeutliches, weiches und betont positives Konzept mit dem vergleicht, was das Social Engineering damit veranstaltet.

Unter Social Engineering kann man jenes groß angelegte manipulative Projekt verstehen, das Erkenntnisse und gefundene Parameter der Sozialpsychologie ausnutzt, instrumentalisiert und einsetzt, um Menschen und Menschengruppen gezielt zu beeinflussen, also jenes raffinierte Täuschungsmanöver, das mit dem Trojanischen Pferd begann und mit der heutigen Cyberkriminalität nicht endet. Es ist das alte Lied, das in wechselnden Masken und Rollen ewig gesungen wird, dass mühevoll errungene Erkenntnisse, kaum sind sie am Tage, schon werden sie missbraucht.

Das ist bei der Sozialästhetik und dem Social Engineering nicht anders, denn Propaganda, Werbung und Influencing leben vom dem, was die Sozialästhetik ermitteln konnte. Die Erforschung von Neigungen und Motiven, welche die Entscheidungen maßgebend beeinflussen, identifizieren damit auch gleichzeitig die Einflusstore, Anfälligkeiten und Schwachstellen von Individuen. Deren Ausnutzung ist in der moralisch vertretbaren Variante das diplomatische Geschick und die therapeutische Intervention, in der plump verwerflichen Variante die Übervorteilung und arglistige Täuschung.

Wann heiligt der Zweck die Mittel, ist das Nämliche zu einem anderen Zeitpunkt, das Selbe, das Gleiche, oder etwas Anderes, welche Rolle spielt der zeitgeschichtliche und kulturelle Zusammenhang, die Individualität der handelnden Personen, oder sonstige Imponderabilien, wer kann, darf und soll hier Richter sein?

Die Vergraultechniken, die ebenso zum Social Engineering gehören wie das Sympathie-Fallen-Stellen, sind von der Fernhaltung lästiger Tiere durch Beschallung auf Menschen übertragen worden und werden mit Erfolg eingesetzt. Makaberstes Beispiel ist das Hamburger Experiment mit klassischer und/oder atonaler Musik, das Penner, Gammler, Drogies und Bettler aus bestimmten Zonen der Innenstädte vertreiben soll, wie Ratten, die man nachweislich mit Musik vertreiben kann.

Das gezielte Beseitigen von Sitzgelegenheiten in der City dient dem nämlichen Zweck und hat u.a. dazu beigetragen, dass die Städte immer ungastlicher und unfreundlicher werden, krass formuliert, dass sich nur derjenige ausruhen darf, der dafür bezahlt. Da der Beeinflussbarkeit unserer Spezies kaum Grenzen gesetzt sind, blühen die betreffenden Gewerbe und Sparten entsprechend.

Wenn der Kenntnisstand der sozialästhetischen Forschung soweit gediehen ist, dass man damit etwas anfangen kann, wird man mit Sicherheit damit beginnen, die analytisch gewonnenen Einsichten in platte Rezepte umzuwandeln und sie im Großlabor der Gesellschaft zu erproben. Diese Formulierung im hypothetischen Futur ist wahrscheinlich längst überholt, betrachtet man etwa die Rolle, welche die social media mittlerweile in der allgemeinen Meinungsbildung spielen, nicht zu reden von der ACT der Akzeptanz-Comittment-Therapie und allem, was diese merkwürdige Szene ausmacht.

Der Beeinflussungsmarkt ist seit langem schon eröffnet und seitdem es Massenmedien gibt, treiben die Agenten ihr manipulatives, propagandistisches und verführerisches Unwesen. Die Kriminalisierung Andersdenkender hat Konjunktur und es gehört keine Verschwörungstheorie dazu, um zu erkennen, dass Data-Mining, raffinierte Instrumente der Akzeptanzerhöhung, gut bezahltes Influencing, Fake News und andere BrainWashing-Methoden zu unserem von interessierter Seite gesteuerten Alltag gehören. Kaum ein Politiker verlässt sich heute noch auf die üblichen und statistisch erhärteten Stimmungsbarometer, wenn er zeitnahe Informationen aus dem intimen und privaten Meinungsaustausch der Bevölkerung haben und berücksichtigen kann. Der Datenhandel blüht, größer, günstiger und schneller als jemals zuvor.

Welche Rolle kann in einer solchen Situation einer Sozialästhetik zugeschrieben werden, die sich als „Wissenschaft von der schönen, gelingenden mitmenschlichen Begegnung sowie vom schönen Zusammenleben mit Anderen verstanden“ wird, wie einer ihrer Vertreter sie beschreibt, der Wiener Psychiater Michael Musalek, der das „Institut für Sozialästhetik und psychische Gesundheit“ an der Sigmund Freud Privatuniversität, Wien und Berlin leitet. Die Sozialästhetik als Plus Ultra einer ihr zu Grunde liegenden Sozialethik verstanden, würde zwar das erwähnte „Schöne“ erklären, wäre damit jedoch eine Aufwärmung einer überwundene geglaubten traditionellen Ästhetik der Schönheit und der Kunst. Über diese Auffassung aber will gerade die Sozialästhetik hinaus, die doch einen viel weiter gefassten Begriff der Ästhetik vertritt. Welches wären denn die Voraussetzungen für die „schönen, gelingenden mitmenschlichen Begegnungen“, lässt sich ebenso fragen, wie könnten solche denn aussehen, oder welches sind die Vor- und Leitbilder derartiger Situationen. Ist es das „platonische Gastmahl“, der Prolog im

Himmel, sind es die Kolloquien der Lehrlinge zu Sais, oder „Die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, sind es Montaignes Selbstgespräche im Turm, oder die Reden Siddhartha Gautamas mit seinen Schülern, oder all das Ungesagte aus den „Begegnungen im Vorraum“?

Alle Bemühungen der Sozialästhetik laufen auf ein ideal gedachtes Ziel hin, das aber nicht identifiziert und genannt wird, vermutlich um es nicht seiner Idealität zu entkleiden und um den ewig prozessual bleibenden Zugang nicht durch ein Ankommen und das Erreichen eines Ziels zu beenden.

Diese Wissenschaft scheint weich zu sein, tolerant, plastisch und geschmeidig und es wundert wenig, dass die Halb- und Hilfswissenschaften der Rhetorik, der Dramaturgie und Inszenierung in ihr zu neuer Blüte gelangen.

Da es sich bei den gewonnenen Erkenntnissen dieser Wissenschaft hauptsächlich um post-festum-Erkenntnisse handelt, ist es bekanntlich sehr schwer, daraus zupackende und aussichtsreiche Handlungsanweisungen zu extrahieren und da jenseits von vox populi kaum Maßeinheiten für den Erfolg gestalterischer Maßnahmen existieren, bleibt ein eigentümlich schwebender Charakter der gesamten Unternehmung als Nachgeschmack zurück.

Es ehrt die Sozialästhetik zwar außerordentlich, dass sie sich um die Klärung solch luftiger Phänomene wie Atmosphäre und Aura bemüht, deren Herstellung und Gestaltung aber wegen des schlichten Nicht-Existierens einer Effekto-logie kaum zu leisten ist, und der Praxis und Erfahrung überlassen bleiben muss.

„Als Tätigkeitsbereich fokussiert die Sozialästhetik auf die Umsetzung sozialästhetischen Wissens in der Alltagspraxis. Sozialästhetische Faktoren und Wirkungsfelder sind von grundlegender Bedeutung für das Gelingen unseres Zusammenlebens, selbst dann, wenn wir uns deren Wirkungen (noch) nicht bewusst machen (können).“ wie wir es in der Vorstellung des Instituts lesen können, ist ein guter Beweis für die erwähnten „schwebende Charakter“, der eher den Wunsch als die Realität dieses Faches formuliert.

„Zum Leitstern seiner Bemühungen soll man nicht Bilder der Phantasie nehmen, sondern deutlich gedachte Begriffe“ hatte einst Schopenhauer angemahnt und das sind Atmosphäre und Aura nun wahrlich nicht, es sind vielmehr problematische und dringend zu klärende Begriffe, deren weiterhin unaufgeklärte Verwendung und Tradierung nur weiteren undurchsichtigen intellektuellen Nebel erzeugen.

Was bitte meint die „Umsetzung sozialästhetischen Wissens in der Alltagspraxis“, wenn keinerlei Generalisierungsversuche vorliegen, wenn die

Beobachtungen zwangsläufig “idiographisch“ bleiben müssen und kein Versuch einer Nomothesis unternommen wird, so fragwürdig er auch immer ausfallen mag. Da die Rezeptions- und Wirkungsforschung, wie sie vor allem im Bereich Medien betrieben wird, noch immer mit methodischen Problemen zu kämpfen hat, obwohl hier das Sender-Empfänger-Verhältnis, oder der Ursache-Wirkungszusammenhang eindeutig und klar definiert ist, kann man sich leicht vorstellen, dass die Gleichung mit mehreren Unbekannten schwer zu lösen ist. Denn da eine Wirkung nur dann platzgreifen kann, wenn eine vorgängige Wahrnehmung, bewusster oder auch subliminarer Art, stattgefunden hat und interpretiert, verglichen und in Relation gesetzt wurde, werden die zu beobachtenden Vorgänge sehr komplex, um nicht zu sagen völlig opak und entziehen sich der Verallgemeinerung.

Es scheint leicht zu sein, Forschungsfelder für die Sozialästhetik auszuweisen, denn es ist selbstredend einfach, eine Wunschliste zu schreiben, aber schwer sie mit Taten zu beantworten.

„Forschungsfelder

Konzepte des Instituts für Sozialästhetik und psychische Gesundheit der SFU Wien

- Atmosphären und Aura
- Konzept des Ortes (Place/Topos), des Zuhauses (Dwelling) und Familiären (Vertrauten)
- Konzept der Gastfreundschaft
- Konzept der Achtsamkeit und Präsenz
- Konzept der Reziprozität
- Konzept der Teilnahme (Engagement)
- Konzept der Attraktivität
- Ressourcenorientierte Diagnose- und Behandlungsverfahren
- Ästhetische Ressourcen

Diskurs der Erzählbarkeit des Lebens

Narrative Identität und Identitätsstiftung durch Narrationen“

Die Liste ist beliebig erweiterbar, wie alle Wunschlisten über das, was beforscht und untersucht werden könnte, müsste und sollte und, aber wenn man bedenkt, wie multisensuell, ganzheitlich und übersummativ, wie inkommensurabel, interdependent und radikal subjektiv Situationen erlebt werden, erwirbt man eine Vorstellung von der Komplexität der Aufgabe, die sich die Sozialästhetik gestellt hat und man fühlt sich unwillkürlich gedrängt zu der Äußerung: sehr wichtig und unmöglich zugleich...

Der Versuch Berleants, die Ästhetik über den Kunst- und Geschmackskontext hinaus zu denken, den er in der Folge Deweys unternimmt, führt ihn über eine „theory of sensibility“ zu den „Environmental Aesthetics“, in der in besonderer Weise das leibliche Erleben betont wird und das Verhalten einem Gegenüber gegenüber.

Hier scheinen die Ansätze der Sozialästhetik zu liegen, von der Berleant in seinem Artikel „Ideas for a Social Aesthetics“ im Zusammenhang seiner Alltagsästhetik (2005) spricht, und die er im Sinn gehabt haben muss, wenn er beispielsweise vom „gegenseitigen Stützen der ästhetische und der ethischen Perspektive“ spricht, die am Ende gar auf geheimnisvolle Weise konvergieren sollen.

Diese ethisch verstandene Ästhetik ist eine verräterische Einlassung, die Berleant in die Nähe einer neo-romantischen oder postmodernen Haltung bringt, die sich das Ästhetisierungsprogramm auf die Fahne geschrieben zu haben scheint.

Vieles bleibt im Unklaren und Unerklärten und wenn die Sozialästhetik nicht als sozial-schwärmerisch und naiv gelten will und sich von dem Verdacht eine Zulieferin und Kumpanin der social engineers zu sein, befreien will, muss sie sich dringend etwas einfallen lassen.

Der Versuch, sich durch eine Verbindung mit der Medizin und Psychotherapie die notwendige Seriosität und wissenschaftliche Verlässlichkeit zu verschaffen, ist leider weder durch die Institution noch durch Beispiele aus der Geschichte hinreichend gedeckt, auch wenn dankenswerter Weise, wie im Falle der Sigmund Freud Privatuniversität, eine Ethikkommission über Methoden und Anwendungen wacht.

Sozialästhetik ist zwar eine höchst interessante und herausfordernde Angelegenheit, die wertvolle und wichtige Beiträge zur Diskussion des Zusammenhangs von Sozialem und Ästhetischem liefern könnte, so unscharf und spekulativ diese beiden Großbegriffe auch immer sein mögen, sie sollte aber nicht unbedingt einem privaten Forschungsinstitut überlassen bleiben.

Das Soziale und das Ästhetische... gibt es das überhaupt, kann man derart allgemein und summarisch über dergleichen reden, ohne sich einer unverantwortlichen Pauschalisierung und Ungenauigkeit schuldig zu machen. Sowohl „das Zwischenmenschliche“ als auch „das schön Gestaltete“ gehören zu den abstrahierten infiniten Begriffen, mit denen keine verlässlichen und

eindeutigen Aussagen gemacht werden können. Wenn, wie in der Sozialästhetik, das Resultat der Überlegungen sich in physischen Handlungen und intervenierenden Gestaltungen manifestieren soll, scheiden die abstrahierten infiniten Begriffe allemal aus. Will man die Fragestellungen nicht der Farbpsychologie, der Wohnraumberatung und anderen Illustrierten-Ratgebereien überlassen, müssen gute und aussagekräftige Experimente und Sets erdacht werden, die es erlauben wenigstens eine kleine, bescheidene und überprüfbare Empirie in den Behauptungen erkennen zu lassen.

Es ist zwar eine Binsenweisheit, dass eine Wohnung, als die dritte Haut des Individuums (nach der Kleidung), durchaus krank machen kann, dass Deprivation von Kommunikation und Teilhabe krank machen kann, dass gehässige und missgünstige Umgangsformen ebenfalls krank machen können, aber ein Zuviel an solchen Allerweltsweisheiten schadet einem Fach, vor allem dann, wenn es ein universitäres Fach sein soll oder will.

Was wird womit gemessen, muss sich die Sozialästhetik fragen lassen, denn es geht letztlich um Wirkungen, Effekte und Auswirkungen, die eine Situation, ein Arrangement, die Qualität einer Gegebenheit auf die psychische Gesundheit hat oder haben soll. Wenn allerdings ein anderer methodischer Weg eingeschlagen werden soll, und man sich auf Phänomenologisch-deskriptive Verfahren einlassen will, wie behauptet wird, dann scheint man an diesem Punkt auf Hoffnungen verwiesen, auf die Hoffnung auf Erkenntnisse, was durchaus der Bescheidenheit einer ehrenwerten philosophischen Haltung gleichkommt.

Es scheint, wenn ich es richtig verstanden habe, der Sozialästhetik also in erster Linie um eine Blickfeldserweiterung zu gehen und um die Thematisierung und Kritik eines denkbaren Zusammenhangs, der bislang in dieser Form nicht in den Blick genommen wurde.

Dann allerdings sollte eine Flut neuer Hypothesen zu erwarten sein, eine Welle der Abduktionen und des ungeschützten Probedenkens, eine Konjunktur des „Experiment Sauvage“.

Denn was immer schon vor allem Künstlern und allen anderen sensibel auf ihre Umgebung reagierenden Personen aufgefallen ist, ist die generelle Minderbeachtung ästhetischer Qualitäten im alltäglichen Miteinander und die bis jetzt ausgebliebene wissenschaftliche Beschäftigung damit.

Das leicht Unseriöse, das diesem Themenkomplex anhaftet, scheint der Tatsache geschuldet, dass eine ganze Reihe von Philosophischen Schriftstellern

von Knigge über Garve bis Ruhmor nicht so ernst genommen wurden, wie sie es verdient hätten. Reduziert auf Dresscode, Tischsitten, Modefragen, gesellschaftliche Feinschmeckerei und „Damenphilosophie“, wie man es damals herabwürdigend nannte, wurden sie flugs in die zweite und dritte Reihe geschoben, weil sie durchaus unbequem waren. Christian Garve war zB Zeitgenosse und scharfer Kritiker Kants und der Freiherr Knigge schrieb ein Manifest zur Gründung einer Gesellschaft kritischer, korrespondierender Intellektueller und galt als „gefährlicher Demokrat und Jakobiner“.

Traditioneller weise hat das Zurückführen auf Ästhetisches in unseren Breiten immer etwas vom Abschieben ins Bedeutungslose, ins Mindere und nicht so Wichtige, selbst eine strenge, fast asketische, reflektierte und wohlbegründete Eleganz wird der Eitelkeit, Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit verdächtigt. Man hört förmlich das sardonische Gelächter dessen, der gesagt hat: „den Stil verbessern, heißt den Gedanken verbessern...“ Friedrich Nietzsche.

Das „Ästhetische“ was immer es auch sei, hat Bedeutung und daher selbstredend auch Wirkung... welche ist bislang leider nicht bekannt und löst sich im inkommensurabel Individuellen auf.

Dieses festhalten, festschreiben, und es endlich kommensurabel machen zu wollen, ähnelt der Faust-Mephisto-Wetter und bleibt wie diese unentschieden.

Die Erlebenskategorie und die Gestaltungsmethode gehören zwar der gleichen Welt an, sind aber unterschieden im Genus, dh in ihrer aktiven oder passiven Rolle im sozialen Geschehen. Die Frage nach den wechselwirkenden Bedingungen gehört zu jenen Henne und Ei Fragen, die unbeantwortet bleiben müssen, weil wir einen ersten Menschen nicht mehr befragen können. Ebenso die gemutmaßten kausalen Beziehungen zwischen der ästhetischen Qualität einer sozialen Situation und der psychischen Gesundheit eines Erlebenden. Wer hier was tut, respt. erleidet ist kaum auszumachen, da der Hinzutretende durch sein Hinzutreten Teil der Situation wird.

Dabei steht außer Frage, dass Ästhetik Einfluss auf die soziale Situation hat, nur ob man diesen Einfluß lenken, steuern, oder gar positiv, dh.in der Richtung gewünschten Verhaltens gestalten kann, bleibt ein großes Rätsel.

Es fehlen die entscheidenden Referenzen, sowohl für die ästhetische Qualität als auch für die psychische Gesundheit und ohne Bezugsgrößen, weiß wohl

kaum jemand, wo er mit dem Welsch-schen „erspüren“ beginnen soll, das er in seinem „Ästhetischen Denken“ beschreibt.

Geht man allerdings davon aus, dass ein jeder die Referenzen bereits mitbringt (in seinem persönlichen Hypothekengepäck) und sie nur kommunikativ mit anderen abgleichen muss, können wir uns gleich der „Theorie des Kommunikativen Handelns“ zuwenden, in der es verhältnismäßig gleichgültig ist, worüber Verständigung hergestellt wird, ob über Sichtweisen, Lesarten, Erlebnisse oder auch Empfindungen, ästhetische Urteile und Kategorien. Ausschlaggebend ist lediglich, dass Verständigung hergestellt wird, die sodann gehörig reflektiert, eingeordnet und tentativ verallgemeinernd diskutiert werden kann.

„tremens und fascinans“ halten sich angesichts der „Sozialästhetik“ die Waage, Angst vor einer Huxley-Welt wie sie in „Ape and Essence“ beschrieben wurde, und ärgerliche Sehnsucht nach nach möglichst vielen Kenntnissen über Wirkmechanismen, die man aber lieber gar nicht angewandt sehen möchte. Kritik an den vielen nebeligen Formulierungen und einer Vielzahl von abstrahierten infiniten Begriffen mischen sich mit einer Befürwortung qualitativer und deskriptiver Methoden, die allerdings auch in ihrer Begrenztheit gesehen werden.

Zustimmung für die aufklärerische Wirkung im Sinne einer „Volksbildung“ nach Otto Neuraths Vorbild und gleichzeitige Ablehnung der privatwirtschaftlich geführten Universität mit ihrer Neigung zur Kartellbildung und zum Proselytismus.

„Sozialästhetik“ ...ein herausforderndes Thema für unsere Diskussion, das noch lange nicht gründlich genug durchdacht und bearbeitet ist ...

Danke